

Zur Ehrung **Prof. Günter Koch** am 9.Juni 2006

von Hubertus Petroll

Hochverehrte Gäste – Hauskonferenzteilnehmer – Freunde des Hauses –
Wissenschaftler – Wegbegleiter – lieber Günter !

Ein Auditorium ansprechen, eine Ansprache halten, das ist schon eine erste Hürde – insbesondere in Österreich, wo dieses Ansprechen besonders geschätzt und kunstfertig gerichtet wird. Als ich vor 10 Jahren nach Wien kam, hatte ich recht bald einen hervorragenden Lehrer in dieser Ansprechkunst: den Kollegen und damaligen Rektor der Universität für Musik und darstellenden Kunst Wien, Erwin Ortner, vielen vielleicht besser bekannt als Leiter des Arnold Schönberg Chores. Ich muss gestehen, ich war wohl kein guter Schüler: wie das mit Eminenzen, Excellenzen, Magistern, besonderen Chefs und Würdenträgern wirklich auszuführen ist, weiß ich bis heute nicht recht. Ich bitte um Vergebung!

Nun also einige Schlaglichter, kleine Spots, den einen und anderen Scheinwerfer auf das Leben von Günter Koch außerhalb der Wissenschaft und des beruflichen Lebens.

Wer Leser der Wochenzeitung ‚Die Zeit‘ ist, wird sein eigenes Leseprogramm haben. Bei den hier Anwesenden würde ich vermuten: zunächst die Teile Wissen und Wirtschaft. Für mich ist es das Feuilleton; am Ende dieses Teils, kurz vor der Literaturseite, gibt es seit Jahren eine Kolumne, genannt ‚Das Letzte‘. So ungefähr sehe ich meine Aufgabe. Die Wahl des richtigen Artikels überlasse ich Ihnen.

Im Jahre 1528 nahm sich Martin Luther den Psalm 46 und machte daraus das Lied: „Ein Feste Burg ist unser.....“ Ich habe zunächst einmal das letzte Wort der ersten Liedzeile weggelassen. Warum? Natürlich wissen auch Sie im katholischen Österreich, dass das Wort ‚Gott‘ fehlt. Ich gebe zu, dass ich kurzfristig verführt war, einen Schmäh daraus zu machen: „Ein Feste Burg ist unser Koch!“ – Ich habe es aber dann doch gelassen.

Also! Am Beginn unserer Bekanntschaft stand dieses Lied, dass in der evangelischen Kirche immer am Reformationstag gesungen wird. Wir waren 10 oder 11 Jahre alt und gingen in ein reines Knabengymnasium, wir hatten von 7:50 bis 13:00 Uhr Unterricht, nachmittags machte man, mehr oder weniger intensiv, seine Hausaufgaben, einmal pro Woche gab es Klavier- oder Flötenunterricht, man hatte ein Fahrrad ohne Gangschaltung, und es gab die evangelischen Pfadfinder, 1 ½ Stunden in der Woche plus Wochenendfahrten in den Schwarzwald.

Sie wissen es sicher alle aus eigener Erfahrung oder Beobachtung: heutige 11 bis 12 Jährige leben und entwickeln sich in einem ganz anderen Stress, und an ein Handy zu denken, wäre damals so kühn gewesen, als wenn der Kleine Mönch in Bertolt Brechts „Leben des Galilei“ schon an einen Mondshuttle gedacht hätte.

Ein kleines Beispiel: Das Max Reinhardt Seminar arbeitet mit dem Wiener Kinder- und Jugendtheater zusammen. Wir spielen für Europas größtes Abonnementsystem Goldonis „Krach in Chiozza“ im Schlosstheater Schönbrunn. Die Kinder werden nach der Vorstellung von ihren Eltern abgeholt. Auf die immer wieder kehrende Frage: „na wie war’s denn?“ ziehen die 12 Jährigen ihr Handy aus der Tasche und führen den Eltern ihre Lieblingsstellen in Bild und Ton vor. Auf der einen Seite wunderbar technisch begabt, auf der anderen Seite wunderbar sprachlich unbegabt: sie müssen ihre Eindrücke ja nicht mehr formulieren.

Zurück zu unserer Jugendzeit, sie begann jeden Nachmittag mit der feststellenden Frage: „Ich geh dann mal raus!“ und sie bestand aus Bewegung, Natur erfahren und Gesprächen – kaum über die Schule, viel mehr über Eltern, gemeinsame Interessen und unsere Weltsicht. Dazu gehörten Literatur, Theater, Musik – und die Gruppenerfahrungen in der Jugendclique, aber auch, nach dem Stimmbruch, im Chor.

Es müssen ja nicht gleich die Wiener Sängerknaben sein, aber ich kann Jung und Alt das Chorsingen nur empfehlen, als hervorragende Einübung in Gleichklang und Polyphonie als Schulung in Gemeinsamkeit und Präzision, als Erkenntnis, dass es nicht nur um die erste Reihe geht, denn die wirklich guten Chorsänger stehen hinten, um die anderen, vorne Stehenden mitzunehmen. Und so haben wir – Günter und ich – von Monteverdi und Bach bis zu Bernd Alois Zimmermann als Basspärchen unsere Kehlen und den Wohlklang geübt, bis zum Abitur, Pardon, der Matura.

Ich eile voraus, es gilt noch 4 Jahre zwischen der Konfirmation und der Matura kurz zu beschreiben.

Vier Wochen nach der Konfirmation (mit 14 Jahren) beschloss ich auf einer Wanderung im Schwarzwald, Schauspieler zu werden. Es gab ein erstes Rollenangebot, den Regenmacher, also den bösen Zauberer in einem Missions Theaterstück zu spielen. Günter interessierte sich zwar auch fürs Theater, ich glaube aber, dass es für ihn in diesem Falle zu sehr um institutionalisierte, kirchliche Interessen ging. Ich war schamloser: mich interessierte weniger der kirchliche Auftraggeber, als die Aussicht auf eine große Rolle. Nach 3 Aufführungen in Badischen Kirchen – ich muss gestehen, es ist ein ganz eigenes Vergnügen in einer Kirche laut zu sprechen – war der Grundstein gelegt, es galt eine eigene Theatergruppe zu gründen. Erstes Projekt: Hugo von Hoffmannstals „Der Tor und der Tod“. Ich war der Tor, Günter der Tod. Sein erster Auftritt begann mit den Versen:

*„Steh auf! Wirf dies ererbte Graun von dir!
Ich bin nicht schauerlich, bin kein Gerippe!
Aus des Dionysos, der Venus Sippe,
Ein großer Gott der Seele steht vor dir.
Wenn in der lauen Sommerabendfeier
Durch goldne Luft ein Blatt herabgeschwebt,
Hat dich mein Wehen angeschauert,
Das traumhaft um die reifen Dinge webt;
Wenn Überschwellen der Gefühle
Mit warmer Flut die Seele zitternd füllte,
Wenn sich im plötzlichen Durchzucken
Das Ungeheure als verwandt enthüllte,*

*Und du, hingebend dich im großen Reigen,
Die Welt empfindest als dein eigen:
In jeder wahrhaft großen Stunde,
Die schauen deine Erdenform gemacht,
Hab ich dich angerührt im Seelenrunde
Mit heiliger, geheimnisvoller Macht.*

*Was allen, ward auch dir gegeben,
Ein Erdenleben, irdisch es zu leben.
Im Innern quillt euch allen treu ein Geist,
Der diesem Chaos toter Sachen
Beziehung einzuhauchen heißt
Und euren Garten draus zu machen
Für Wirksamkeit, Beglückung und Verdruß.*

Die Aufführung war – selbstverständlich – ein Erfolg, weil unsere Eltern und Freunde uns unterstützten, weil eine solche Aufführung an sich schon in diesem Rahmen etwas besonderes war, vielleicht auch, weil wir nicht nur – im besten Sinne – Laienspiel machten, sondern wir uns der Mitarbeit eines bildenden Künstlers – Ke Baumgärtner – versicherten, der mit moderner Malerei auf riesigen Leinwänden sein Bild des Todesreigens hinzufügte, eine ästhetische Ebene, die damals auch am professionellen Theater noch so gut wie unbekannt war.

Mi diesem „Tod“ schloss sich ein erster Kreis zum eingangs zitiertem Lied „Ein Feste Burg“. In der dritten Strophe heißt es: „Und wenn die Welt voll Teufel wär / und wollt uns gar verschlingen, so fürchten wir uns nicht so sehr, es soll uns doch gelingen....Das Wort sie sollen lassen stehn!“

Wir strotzten damals vor Selbstbewusstsein, und es erschien uns vollkommen schlüssig, dass wir im nächsten Schritt das neuerbaute Haus der Jugend in Freiburg, mit einem wunderbaren Theatersaal mit 350 Plätzen einweihen durften. Ja damals hatten die deutschen Kommunen für Jugend und Bildung noch Geld.

Wir spielten vor ausverkauftem Haus – wohlgemerkt wir waren 17 Jahre alt – zwei Einakter von Anton Cechov: „Der Bär“ und „Der Heiratsantrag“. Und trotz unseres Selbstbewusstseins waren wir von dem jubelnden Applaus doch eher überrascht, ich habe das erstaunte und fassungslose Gesicht von Günter bis heute nicht vergessen.

Aufgrund dieser Aufführung wurden wir von Pfarrer und Kirchenmusikdirektor Martin Gotthart Schneider eingeladen, ein Kirchenkabarett zu gründen. Wir haben aus theatralischer und kabarettistischer Lust zugesagt und mitgemacht: ein Ensemble von zwei jungen Frauen, vier entsprechenden Männern und zwei Musikern; wir haben ganz Baden – Württemberg bereist, wir haben vor 1500 frenetischen, jungen Leuten in der Heidelberger Stadthalle gespielt; das damalig „Revolutionäre“ ist uns erst später bewusst geworden: der Titel unseres Programms, und hier schließt sich der Kreis zum zweiten Mal – hieß: „Ein Feste Burg ist unser Trott!“. Und begonnen hatten wir damit bereits 1966, also zwei Jahre vor 1968, und es gab eben nicht nur jubelnde Jugendliche, sondern auch zweifelnde Erwachsene und zürnende Theologen, die fragten: „Darf man denn das?“ Ja, wir haben uns die Infragestellung gestattet, wir haben uns getraut.

Nach dem Abitur gingen wir unterschiedliche Wege. Von Günter hörte ich, er beschäftige sich mit Elektro- und Nachrichtentechnik; darunter konnte ich mir noch etwas vorstellen; dann Informatik, da war meine Vorstellungskraft damals schon etwas überfordert.

Und dennoch wollte es der Zufall, dass sich unsere Wege wieder kreuzten. Zufall? Als ich in Wiesbaden mein erstes eigenes Theater eröffnete, klärte mich mein Sponsor, der sich mit modernster, verrücktester Kunst beschäftigte darüber auf: es gäbe keinen Zufall, nur wenn eine Tür zufällt, sei der Begriff angebracht.

Günter war an der Produktion und am Drehbuch „Datenschatten“ beteiligt, einer dreiteiligen Serie, die das ZDF produzierte, und ich war als Sprecher und Darsteller beteiligt. Und wieder gab es gemeinsame Themen: „Die neue Sprache / das neue Gedächtnis / die neue Kommunikation/ die Satellitenkommunikation“.. ich nenne nur einige Blocktitel. Günter als Autor und ich als Ausführender kamen aus unterschiedlichen Richtungen. Aber in der Schlußbemerkung des Films kamen wir wieder zusammen, dort hieß es – vor 23 Jahren geschrieben und gesendet:

„Eine Botschaft sollte beim Zuschauer angekommen sein: der Informationstechnologie sind, wenn überhaupt, nur Grenzen durch die verfügbaren finanziellen und personellen Ressourcen gesetzt.... es ist eine Binsenweisheit und – siehe Oppenheimer – eine politische Tatsache, dass die Frage, wo dieses Instrumentarium zu beschränken ist, um es nicht zu einem gefährlichen Werkzeug werden zulassen, von seinen potenziellen Schöpfern, den technologischen Experten nicht alleine beantwortet werden kann und darf.“

Danach war Günter aus beruflichen Gründen häufig in Amerika. Auf den langen Flügen entdeckte er in wissenschaftlichen Veröffentlichungen den kanadischen Autor John Mighton, der 1990 ein Theaterstück „Scientific americans“ geschrieben hatte. Was ich darüber erfuhr, reizte mich. Günter übersetzte und ich brachte die deutsche Erstaufführung am Freiburger Wallgraben-theater heraus. Das Stück war in Freiburg kein Publikumserfolg. Ich habe aber den Verdacht, dass Günter wieder einmal zu schnell war. Damals war am deutschsprachigen Theater die Zeit noch nicht reif dafür. Heute wäre dies auch ein theatralisches Thema: Informatik, künstliche Intelligenz, das amerikanische Verteidigungsministerium, Waffenentwicklung und Psychologie – eine brisante Mischung.

1998 erschien das „Cambridge Quintett“ von John Casti. Auf Anregung von Günter erstellte ich eine Bühnenfassung, in der Allan Turing folgenden Schlusssatz spricht: „Meine Ansichten – und Absichten sind bescheiden. Einfach ausgedrückt, geht mein Interesse dahin, menschliche Denkprozesse zu kopieren, nicht die menschliche Physiologie. Allerdings räume ich die Möglichkeit ein, dass es hierfür nötig sein könnte, das menschliche Gehirn zu kopieren. Falls diese Kopie jedoch möglich wäre, dann wäre es vermutlich so, dass allein schon aufgrund dieses Umstands ein solches, mechanisches Gehirn genau wie ein Mensch denken würde. Mein Argument geht aber dahin, dass die moderne Technologie uns befähigen wird, menschliche Denkprozesse in einer Maschine mit sehr viel weniger als einer kompletten Kopie eines Gehirns hinzubekommen.“

Lieber Günter, es ist nicht meine Absicht, Dich in eine verpasste Schauspielkarriere hineinzureden. Ich glaube, die unterschiedlichen Wege waren richtig.....und das ist

gut so. Und es ist gut und bewundernswert, dass ein Mann der Wirtschaft und des Wissens, der Entwicklung und des Neulands, an dem Uralten, an der Kultur, nach wie vor Interesse und Beteiligung zeigt. Natürlich weiß ich – und ich halte es für das Selbstverständlichste der Welt – dass die Kunst sich rasant weiterentwickelt. Die Beschleunigung in den letzten 25 Jahren ist atemberaubend. Kunst ist immer Vorreiter, gedankliche Speerspitze. Aber ohne den Fundus von der griechischen Antike bis zum psychologischen Realismus, ohne Kenntnis der Entwicklungslinien unserer abendländischen Kultur wird das Betreten neuen, unbekanntem Terrains zur modischen Beliebigkeit. Dieser Beliebigkeit hast Du, Gott sei Dank, oft genug widersprochen.

Gestatten Sie mir, zum Schluss einen weiten Bogen zum Beginn unserer Freundschaft zu schlagen, zu Hofmannsthal und dem Schlusssatz in unserer ersten gemeinsamen Aufführung:

Der Tod:

*„Wie wundervoll sind diese Wesen,
Die, was nicht deutbar, dennoch deuten.
Was nie geschrieben wurde, lesen,
Verworrenes beherrschend binden
Und Wege noch im ewig Dunkeln finden.“*